

Abend-



Zeitnng.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

56.

Sonnabend, am 10. Mai 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Eine Hochzeitnacht.

Wie glänzen die Spiegelfenster,
Wie flimmert der Kerzenstrahl,
Wie schallen die goldnen Pokale
Bei dem lustigen Hochzeitsmahl!
Wie brauset der fröhliche Reigen
In dem stattlichen Grafenhaus,
Wie tönen die Flöten und Geigen
In die helle Mondnacht hinaus!

Dort unten im einsamen Thale
Wie ruft so traurig und bang
Aus dem rohrumflochtenen Teiche
Eintöniger Unkengesang!
Wie seufzet im grünen Schilfe
Der weinende Abendwind,
Als wimmerte ächzend um Hilfe
Ein armes, ertrinkendes Kind!

Dort oben im festlichen Saale
Da tönen die Geigen so laut,
Da schwingt sich im lustigen Reigen
Die glückliche Grafenbraut.
Der Bräutigam hält sie umfangen
Im Rausche seliger Lust,
Wie glühen die rosigten Wangen,
Wie klopft ihr die bebende Brust!

Ein nacktes Kind an den Brüsten,
Zerschlagen den jungen Leib,
Steht dort im einsamen Thale
Ein armes, verlorenes Weib.
Verzweiflung im Angesichte,
Die Wange gespensterbleich —
Sie starrt nach dem Kerzenlichte
In dem rohrumflochtenen Teich!

Es schweigen die Flöten und Geigen
Und der fröhliche Hochzeitsbraus,
Die Lichter sind all' erloschen
In dem stattlichen Grafenhaus;

Nur im stillen Kämmerlein trübe
Ein einsames Nachtlicht graut:
Dort ruht in den Armen der Liebe
Die glückliche Grafenbraut.

Der Mond ist untergegangen,
Es dunkelt im einsamen Thal,
In dem rohrumflochtenen Teiche
Tönt glätschernd ein schwerer Fall —
Es stöhnen die Unken im Schilf,
Es seufzet der Abendwind,
Als wimmerte ächzend um Hilfe
Ein armes ertrinkendes Kind.

Karl Brüger.

Die Wohlthäter.

Eine Skizze aus Berlin.

(Schluß.)

Der Geheimrath ward sehr nachdenklich. Er ließ den Kaffee kalt werden, rauchte in langsamen, schweren Zügen, betrachtete bald die Decke des Zimmers, bald die Pflastersteine unten auf der Straße und schien es sogar vergessen zu haben, daß der Professor bereits das Schachbret aufgestellt und die Schachpuppen geordnet hatte. Endlich erwachte er wie aus einem Traume. Er warf einen langen forschenden Blick auf seinen Gast, der ungeduldig da saß, beschäftigte sich darauf mit seiner Pfeife, sah wieder den ungeduldigen Professor an, rührte dann ein wenig in der Kaffeetasse, flügte den Kopf mit der Hand, saß plötzlich mit einem Ruck gerade und aufrecht da und sagte: „Endlich habe ich das Mittel gefunden, auf das es ankommt, es heißt: Christlicher Verein der Handwerker! Lassen Sie uns, geschätzter Freund, Vereine unter den hiesigen Handwerkern stiften, Vereine, deren Mitglieder sich verpflichten, als ehrliche und rechtliche Leute zu

leben, mit redlichem Fleiß zu arbeiten, dem Trunk und Spiel zu entsagen, den echt christlichen Glauben zu bewahren und auf Kinder und Kindeskinde zu übertragen, die Ihrigen zum fleißigen Besuch der Kirchen und Schulen anzuhalten und von ihrem Betragen und Lebenswandel zu bestimmten Zeiten einem leitenden Comité Rechenschaft abzulegen.“

„Ein herrlicher Einfall!“ rief der Professor. „Wie ist es nur möglich, daß ich nicht auf diesen vortrefflichen Gedanken gekommen bin? Ueberlassen Sie mir die ganze Sache, ich werde den Plan vollständig organisiren, ihm neue und für die Freiheit des kirchlichen Lebens höchst erspriessliche Seiten abgewinnen, ihn mit der nöthigen Consequenz ausarbeiten und in's Werk setzen. So zum Beispiel halte ich einen mindestens viermaligen Genuß des heiligen Abendmahles in jedem Jahre für ein nothwendiges und unerläßliches Erforderniß zur Mitgliedschaft.“

„Ich denke, dies wird sich später schon finden. Ich beauftrage Sie mit der Bildung eines Comité's und mit der Ausarbeitung der Statuten. Laden Sie eine recht große Anzahl von Handwerkern zur ersten Versammlung ein. Der Nutzen eines solchen Vereins ist unberechenbar und der Gedanke, auf diese Weise die arbeitenden Volksklassen zu regeneriren und zum Fleiß, zum Anstand, zur Sittlichkeit und zum wahren Glauben zurückzuführen, wird wahrhaft epochemachend wirken.“

Der Professor fuhr nun zum Pastor A., von diesem zum Pastor B., dieser B. ging zu C., C. lief zu D., und ehe es sich Einer versah, hatte sich der Ausschuß eines zu bildenden Handwerkervereins in den Herren A., B., C. und D. constituirt, dessen oberste Leitung der Professor selbst übernahm. Die Statuten wurden entworfen und berathen, einige arme Handwerker vorläufig zur regelmäßigen Theilnahme an den Verhandlungen gepreßt und sodann die frommen, neugierigen und klatschfüchtigen Müßiggänger öffentlich an heiligen und profanen Orten aufgefordert, in den Verein einzutreten oder dahin zu wirken, daß alle diejenigen Handwerker, denen sie ihre Kundschaft zugewendet hätten, Vereinsmitglieder würden. Einige arme Schuhmacher sahen

sich, wenn sie nicht ihre meiste Kundschaft verlieren wollten, wirklich genöthigt, ihre Namen in die Listen der Vereinsmitglieder eintragen zu lassen. Eben so erging es auch dem Mechanikus, dessen Kundschaft sich zusehends vermehrte, seitdem er beim Ausschuß sich gemeldet hatte.

Und was that der Geheimrath während dieser thaten- und ereignisreichen Zeit? Er ruhete sich drei ganze Tage von dem Gedanken aus, den Plan, einen frommen Verein von Handwerkern zu bilden, angeregt zu haben. Am vierten Tage endlich beschloß er in die Oper zu gehen. Aber als er sich im Spiegel betrachtete, angethan mit einem feinen, mit Seide gefütterten Staatsfrack geschmückt mit dem Orden irgend einer Klasse, da rief er aus: „Ach, sind es nicht auch die gebrechlichen Glieder eines sterblichen Menschen, eines strafbaren, unwürdigen Sünders, welche dieser höchst elegante Frack umhüllt?! Wie Viele gehen in Lumpen einher, die es weit eher verdienen, diesen kostbaren Rock zu tragen! Wie Vielen nagt Kummer und Verzweiflung am Herzen, deren Brust dieser Stern zieren sollte! Ach, äußerlich Glanz, Pracht, Politur, und innerlich Elend, Jammer und Herzenshärte! Wie Viele meiner Brüder seufzen in Noth und Elend, wie Viele sündigen in eitler Lust und aus Sucht, ihren Lüsten zu fröhnen. Weg mit diesen schaa-len Vergnügungen! Die Ausführung des großen Werks, den gesunkenen Handwerkerstand zu regeneriren, soll mich jetzt allein beschäftigen.“

Der Geheimrath zog den Frack wieder aus, that den Orden ab, schellte dem Bedienten, gab diesem das Theaterbillet und ließ es am Schauspielhause verkaufen. Den Preis seiner Enthalt-samkeit schickte er der Frau des Mechanikus, die sich mit ihrer Tochter sogleich aufmachte, mit dem erhaltenen Gelde zwei Billets löste und in Folge der geheimrätlichen Gutthat an diesem Abend noch Gelegenheit fand, die Bekanntschaft eines sehr artigen Herrn zu machen, der nach beendig-ter Vorstellung Beide zu einem Restaurant führte und dort auf das Splendideste mit Braten, Com-pots und Wein tractirte.

5.

„Herr Jesus! wie können Sie solchen Unsinn reden! Was haben denn Handwerk und Ge-werbe mit Gott, mit Christus, mit Dogmen, mit der Kirche, dem Glauben, der Moral zu schaffen? Ein Handwerker von heute muß ein gewandter, geschickter, honetter und speculativer Mann sein, der sich auf die Schwächen seiner Nebenmenschen versteht, dessen Routine und Raffinement den Man-gel an Solidität verbirgt, der die Kunst gelernt hat, auf dem Ruin Anderer sein Glück zu be-gründen. Die schönen Zeiten der tugendhaften Häuslichkeit und der bürgerlich frommen Hand-werkerehrlichkeit sind vorbei, aber ich sage Ihnen, es ist ein Glück, daß sie vorbei sind, denn nun muß doch der Handwerker selber untersuchen, woran es denn liege und was wohl Schuld sei, daß er nur noch durch Betrug, Habsucht und Egoismus sich forthelfen könne. Der Handwer-ker von ehemals hat nie seine wahre Lage ein-sehen können, sondern hat sich als ehrlicher Phi-lister mit seinem besondern Privilegium begnügt, der Handwerker von heute kennt aber seine Stel-lung, er sieht ein, daß das Gesetz ihm einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen hat, den er nicht behaupten kann, weil er ihn nicht selbstständig eingenommen hat, und daß das Ge-setz, indem es sich anmaßte, die besondern Pri-viliegen in ein allgemeines aufzulösen und eine äußere Standesfreiheit zu decretiren, keineswegs die gesellschaftlichen Zustände und die inneren Standesverhältnisse umändern konnte.“

Der dies sagte, schien nicht übel Lust zu ha-ben, in diesem Tone weiter fortzufahren und eine lange Rede zu halten, aber er wurde zu seinem großen Bedauern durch die Klingel des Vorsthen-den unterbrochen und von seinen Nachbarn zur Ruhe ermahnt. Ein Mitglied des geistlichen Corps hatte sich eben erhoben und redete mit nä-selnder Stimme zum Handwerkerverein. Der geist-liche Herr meinte, an allem Unglück sei einzig und allein der Unglaube, die Unsitlichkeit, der vernachlässigte Kirchenbesuch, die Trunksucht, die Faulheit, die Speculationswuth und das eitle, hoffährtige Wesen der arbeitenden Klassen Schuld. Es sei deshalb dieser Verein zusammengetreten,

der seine Mitglieder und deren Angehörige in den Schooß der Kirche zurückführen, den redlichen Fleiß bescheidener Arbeiter befördern, alle Laster des Unglaubens und der gottlosen Aufklärung mit Stumpf und Stiel ausrotten werde. „Ja,“ schloß er seine salbungsvolle Rede, „nur der unbedingte Gehorsam gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze, nur die wahre Achtung vor den Dienern der Kirche und der weltlichen Obrigkeit, nur eine wahrhaft deutsche Ehrlichkeit der Gesinnung, ein gerader Biederfynn, ein freudiger Glaubensmuth und die Umkehr zur wahren Sittlichkeit, zum wahren Christenthum können uns vor dem jähen Sturz in den Abgrund des ewigen Verderbens, vor blutiger Empörung, vor Atheismus und Heidenthum bewahren.“ Hierauf folgten Bibelverse, Gebetsformeln, Segenswünsche.

Aber kaum hatte der Redner geendet, als die Majorität der Versammlung sich erhob und einmüthig gegen die ausschließlich christliche Tendenz des Vereins protestirte. „Wir sehen zwar,“ meinte ein kluger Mann, „die Herren Geistlichen nicht ungern in unserer Mitte; aber um zu beten, uns zu erbauen und Frömmigkeit zu lernen, haben wir schon unsere Kirchen, und es ist nicht nöthig, deshalb noch besondere Versammlungen zu halten. Wir Handwerker wollen uns vereinigen, um uns über unsere Interessen und Bedürfnisse zu belehren. Wir wollen Vorträge über Technik, Gewerbekunde, Industrie, über die exacten Wissenschaften, über die rechnenden und messenden Künste, aber nicht über unsre laxen Moral, über unsern Unglauben und unser unkirchliches Leben hören. Das Letztere würde eitel Zeitverschwendung sein.“

Die ganze Versammlung wogte nun durcheinander. „Wir wollen“ und „wir wollen nicht“, das war der ewige Ruf. Jeder strengte sich an, seine Meinung, wenn er eine hatte, zu sagen; aber da Jeder sprach, hörte man Keinen, und es blieb zuletzt nichts weiter übrig, als einige Tische und Bänke umzuwerfen, einige Fensterscheiben zu zerbrechen, unter Toben und Schreien den Saal zu verlassen und dann ruhig und polizeimäßig heimzugehen.

Unter den Letzten, die nach Hause gingen, be-

fand sich der schwarze Professor. Er schwigte, trotz der empfindlichen Kälte, dicke Tropfen bei dem Gedanken, daß der großartigste Plan des neunzehnten Jahrhunderts beinahe gescheitert wäre.

„Das Volk ist noch nicht reif für unsern Plan,“ sagte er zum Geheimerath; „es muß allmählig zu der Idee geleitet werden, von der wir ausgegangen sind bei der Bildung eines Handwerkervereins. Lassen Sie uns zu diesem Zweck eine Zeitschrift für Handwerker begründen! Sie schießen die Gelder vor und ich besorge die Redaction; Sie haben alsdann das Verdienst, der Begründer eines für unsere Zeit unentbehrlichen Blattes zu sein, Sie erndten den Ruhm, das Lob der Regierung, während ich allein die ganze Mühe und Arbeit des Unternehmens auf mich laden werde. Erinnern Sie sich vielleicht unsrer Schachpartie von neulich? Sie werden in der That dann realisiren, was ich damals andeutete.“

Der Geheimrath besann sich. Endlich sagte er kopfschüttelnd: „Si was, Handwerkerzeitung! Eine edle Frömmigkeit üben, Anderen wohlthun, den Elenden und Unglücklichen unterstützen und aus seinem Schmutz erlösen, das ist in meinen Augen mehr werth, als Ihre Handwerkerzeitung und verdient größeres Lob, als die Gründung eines Blattes, das Niemand lesen wird.“

Der schwarze Professor ging zornig hinweg, setzte sich zu Hause an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief an den Minister, in welchem er um Subventionsgelder „Behufs der Gründung einer neuen allgemeinen Handwerkerzeitung“ bat.

Der Geheimrath aber ließ noch selbigen Abend ein halbes Abonnement seiner Theaterbillets verkaufen und den Erlös der Frau des Mechanikus auszahlen, die damit das langersehnte Vergnügen eines Maskenballs und einen bis dahin ihr unbekanntes Champagnerrausch erkaufte.

6.

Der Mechanikus saß in einem der artigen Zimmerchen, die des Herrn Geheimraths menschenfreundlicher Sohn für seine Frau und Tochter

gemietet hatte, auf dem Sopha und rauchte behaglich seine Dreier-Cigarre. Neben ihm lehnte Dorothee in der Sophaecke, grazios und nachlässig wie eine vornehme Dame. Vor ihm auf dem Tische standen zwei Teller mit Kuchenwerk und eine dampfende Punschbowle, in welche seine unglückliche Gattin hin und wieder große Stücke Zucker warf, die sie in Flammen setzte.

„Hannchen, liebes Kind, pug' doch die Lichter,“ sagte der Mechanikus zu seiner Frau, „es ist abscheulich düster im Zimmer, und das schickt sich nicht, wenn man fidel sein, trinken und Fastnacht feiern will. Dorothee, fülle mir 'mal mein Glas. — So ist's gut. — Sagt 'mal Kinder, habt Ihr denn nichts weiter, als Pfannkuchen und Punsch? Ich bin zwar ein sehr häuslich gewöhnter und mäßiger Mann, aber ich dächte, es könnte nichts schaden, wenn man . . . he, he? nun, ihr wißt doch, was ich meine.“

„Na, was willst Du denn, Du alter Nimmerjatt?“

„Herrjes, bloß ein herzhaftes Stück Kalbsbraten und etwas Compot.“

„Hier darf heute kein Braten gegessen werden, das leid' ich nicht. Der junge Herr wird nachher kommen und Dorothee zum Maskenball abholen, und da darf er nicht sehen, daß Du hier Braten issest. Dorothee, gib doch dem Vater zehn Silbergroschen, er kann ja nachher essen gehn.“

„Ich habe keinen Pfennig Geld,“ sagte Dorothee.

„Was, keinen Pfennig?! Ja, ja, das kommt daher, weil Du Dich an den schäbigen Leutnant hängst, der Dir noch keinen Dreier eingebracht hat und sich von Dir füttern läßt. Pfui, schäme Dich, Dein Geld für einen solchen Bettler wegzuzwerfen!“

„Ei, ei,“ sagte der Vater, ich will nicht hoffen, Dorothee, daß Du die Perle vor die Säue wirfst. Du bist doch sonst ein kluges und verständiges Mädchen, wie kannst Du nur Deine Liebe einem Herrn von Habenichts schenken! Ein Mädchen wie Du muß etwas auf sich halten, muß einige reiche junge Herren ruiniren, von einigen Standespersonen kostbare Geschenke empfangen, ohne ihnen dafür eine Gunst zu gewähren,

und von einem Heer eleganter Laffen überall verfolgt werden; gelingt Dir dies, so wirst Du allen verliebten Jungen die Köpfe verdrehen, sie werden Dir allenthalben nachlaufen und desto toller und zudringlicher werden, je weniger Du Dich um sie bekümmerst. Dann wird Dein Glück unfehlbar gemacht sein, denn die reichen geheimnißvollen Standespersonen werden Dich durch Geschenke und große Summen zu erobern suchen, und die alten Schleicher, die verlebten Roués mit den lahmen Lenden und dem kurzen Athem werden vor Entzücken und innerer Rührung weinen, wenn Du ihnen verliebte Blicke zuwirfst und die kleinste Gunst, die geringste Gefälligkeit mit enormen Summen bezahlen. Jeder redet sich dann ein, er besitze Dich allein. Aber wenn Du es mit dem Ersten Besten hältst, der Dich seinem Geiz oder seiner Armuth aufopfert oder nur die Preise verdirbt, dann, mein Kind, wird Nichts aus Dir werden. Ich warne Dich väterlich.“

„Danke schön für die Warnung,“ sagte Dorothee, „aber sie war nicht nöthig, denn ich weiß Alles, was Du mir gesagt hast. Glaubst Du denn, ich sei so einfältig, einen Menschen, der stets mit glatten Händen kommt, aus purer Liebe zu lieben? Nein, mein Edelmuth wird köstliche Früchte tragen, er wird mich von einer Verlegenheit befreien, reinen Gewinn einbringen und einen moralischen Effect hinterlassen. Ich brauche nämlich Jemand, der späterhin eine Vaterrolle übernimmt. Diese möchte ich nicht gern einem meiner vornehmen, eleganten und reichen Liebhaber zuertheilen, denn das würde mich mit ihm und Seinesgleichen brouilliren und für immer bei der guten Gesellschaft in Mißcredit bringen. Wenn ich dagegen dem Leutnant die Würde der Vaterschaft übertrage, so wird er von meiner Liebe und von meinem Edelmuth entzückt sein, und nachträglich mit Zinsen zurückzahlen, was ich vorher für ihn ausgelegt habe. Die Andern aber, an die ich Ansprüche machen könnte, auf die ich aber großmüthig verzichten will, wird meine Großmuth rühren. Sie werden diese Großmuth theuer bezahlen und obenein meine Discretion rühmen.“

„Das Geschöpf übertrifft seinen Schöpfer!“ rief der Mechanikus lachend. „Laß uns an-

stoßen, Dorothee, Du verdienst meine Tochter zu sein!"

Klirrend trafen die Gläser zusammen.

"Noch eins, ehe ich gehe," sagte der Mechanikus. "Sagt dem jungen Menschen nicht, daß ich hier war. Er könnte es ausschwaizen, und das würde uns nachtheilig sein. Besser, sein Vater erfährt nichts davon; der alte Narr muß um jeden Preis in dem Glauben erhalten werden, ich sei ein Höllebraten, der Euch maltrairt und verdirbt. Was seinen Sohn, den albernen Secken, betrifft, so wünsche ich, daß er seinem Papa Cuer Glend nächstens noch energischer malt, als er es bis jetzt gethan hat. Laßt Euch nur brav Geld geben und bildet ihn hübsch nach meinen Grundsätzen. Wer lernt, muß Lehrgeld zahlen. Gute Nacht!"

Man hörte den Mechanikus die Treppe hinabsteigen, als die Thür wieder geöffnet ward und der Geheimrathssohn eintrat. Er trug einen großen Mantel und darunter einen chauve-souris.

"War Jemand hier?" fragte er. "Ich hörte einen Mann die Treppe herunterkommen."

"Ach," sagte Dorothee seufzend, "denken Sie sich, der Vater ist hier gewesen und hat mit uns Fastnacht feiern wollen. Erst hat er auf mich geschimpft, dann hat er die Mutter geschlagen und verlangt, sie solle ihm Punsch bereiten und Kuchen holen lassen. Was sollten wir machen? Wir haben ihm Punsch und Kuchen vorgelegt, darauf hat er sich auf's Sopha gesetzt, abscheuliche Geschichten erzählt und uns in unfrem Unglück auf das Fürchterlichste verhöhnt. Zuletzt, als er wegging, habe ich ihm alles Geld, was ich noch besaß — es war freilich sehr wenig — geben müssen. Was soll eine Tochter thun? Er hat mich herzlich gedauert, und ich habe ihm Alles gegeben, was ich hatte. Er ist und bleibt ja mein Vater!"

"Du armes, mitleidiges Kind," sagte der Geheimrathssohn. Der Mutter aber drückte er mit einem heimlichen Wink eine schwere Geldrolle in die runzelige Hand.

Feuilleton.

In der Versammlung der Deutsch-Katholiken vom 5. Mai kamen wieder interessante Dinge zur Sprache. Nachdem zunächst 7 neue Mitglieder aufgenommen und über die provisorische Anstellung des Kaplan Kerbler für Sachsen Beschluß dahin gefaßt worden war, daß zu den ihm bewilligten 500 Thalern Gehalt und 300 Thalern Reisegeld Dresden und Leipzig jedes drei Achtel und Annaberg und Chemnitz je ein Achtel geben sollten, las der Vorsigende das dritte Verzeichniß der neu gebildeten deutsch-katholischen Gemeinden vor (s. Nr. 55). Da nun durch Erlaß des pfälzischen Landcommissariats, so wie von Seiten des Ministeriums des Innern die Gemeinde zu Neustadt an der Haardt in Baiern des Hochverraths, Communismus und Radicalismus angeschuldigt ist und deswegen ihren Uebertritt in die protestantische Kirche angezeigt hat, so nahm Prof. Wigard Gelegenheit, darüber Einiges zu bemerken. In jenem Regierungserlasse nämlich wird gesagt: „man hoffe, daß der bessere Theil der Pfälzer (d. h. hier der bigotte) sich den deutsch-katholischen Bestrebungen fern halten werde, da die

Vorgänge in Sachsen und Schlesien zur Genüge darthun, daß nicht Religion, sondern staatsgefährliche Umtriebe die Mitglieder verbinden.“ Gegen diese für jeden Unbefangenen (d. h. für Menschen, die weder römisch gesinnt, noch altlutherisch-hengstenbergisch sind) völlig nichtige und unhaltbare Anklage, die eben deshaß nichts Anderes, als eine nichtswürdige Verdächtigung der Deutsch-Katholiken einerseits, unserer solche Frevel duldbenden Regierung andererseits ist, erhob sich der Vorstand energisch, und die Versammlung beschloß mit lautem Zuruf, ein Gesuch an das sächsische Ministerium des Cultus abgehen zu lassen, des Inhalts: „dieses möge die geeigneten Schritte thun, Baiern zum Widerruf jener Anklage zu bringen oder derselben eine Richtigkeitserklärung entgegenstellen.“ Was das Resultat sein wird, ist freilich leicht zu errathen — Viel auf keinen Fall. — Schließlich wurden noch einige Beschlüsse über kirchliche Angelegenheiten gefaßt und die zum Pfingstfest angesetzte Chemnitzer Provinzialsynode abgesagt. 24.

Stoßsprache. In Paris, wo Alles mit Raffinement getrieben wird, hat sich, nach der illustrierten Theaterzeitung, auch eine Sprache mittels des Stoßes gebildet. Man begegnet einer Dame und will ihr sagen, daß man sie bewundere, man kehrt den Stoß um, den Knäuel gegen die Erde gekehrt, und sie versteht genau, was man ausdrücken will. Lächelt die Dame, sogleich nimmt man den Stoß in die Balance, berührt seine Mitte leicht mit zwei Fingern. Man deutet hierauf auf Gleichheit der Gesinnungen, und wagt eine Liebeserklärung, indem man den Stoß fröhlich schwingt. So viel ist genug für das erste Mal. Begegnet man der Dame wieder, so wird man schon dreister. Man hält den Stoß starr vor sich hin. Dies deutet auf ein Rendezvous. Nun muß sie wieder lächeln oder die Augen aufwärts schlagen. Jetzt stößt man den Stoß in kurzen Pausen zur Erde. Man bezeichnet die Stunde, wann sie die Promenade besuchen will. Ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr u. s. w. Die Dame wird, wenn man die Zahl errathen hat, mit dem Köpfchen nicken oder lächeln und pünktlich kommen, wie sie zugestanden. Allein man muß sich in Acht nehmen, besonders bei Frauen. Die Ehemänner verstehen die Stoßsprache auch und dehnen sie gewöhnlich auf den Rücken der galanten jungen Herren aus; wie viele Streiche sie dann zu geben haben, ist keiner Regel noch einem Einverständnis unterworfen. 25.

Sonst und jetzt. Im fünfzehnten Jahrhunderte, als Kaiser Sigismund mit seinem Gefolge in Siena erschien, sagte eine gewisse Lucretia, vor deren Fenstern er vorüberzog und deren Worte Aeneas Silvius uns aufbehalten: „Wo findet man unter allen Volken dergleichen Brut! Sie haben Alle cruses Haar und sind mit uffrechten Achseln grades Ribes“; (jetzt gehen sie verzweifelt gebückt; die Achseln sind nicht mehr uffrecht, weil sie schwer zu tragen haben, und das cruse Haar ist größtentheils nur noch Kunstproduct der Friseurs). „Beschaw die Kaiserlichen geelgeserwten Haar. O, was lablicher Angesichten sie haben! Alle milchfarne Halse wohin sie sich kehren. Was starker Brustn! Das ist ein ander Geschlecht der Menschen, dann unsre Erbriche tut geboren.“ — Auch von den Gesandten Kaiser Friedrich's III., die nach Portugal geschickt wurden, um die Prinzessin Leonore zu werben, heißt es in dem sogenannten weißen Kunig: „Dieselbe Bothschaft hetten auch schön gelbe Haar und von Art krauß, und gingen mit ihrem Haupt aplegen bloß und trugen Partein wider, darob sich das Volk in bemeltem Kunigreich vast verwundert.“ — (Daß die Krausen, gelben Haare unter den Deutschen nur selten noch gefunden werden, hätte eben nicht viel zu bedeuten, wenn wir nur die starken Brustn noch hätten und die kräftigen Männerherzen d'rin) 40.

Die Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde in London ist ein schon früher besprochenes Ereigniß. Interessant ist aber das von derselben angenommene Glaubensbekenntniß, das jetzt auch an alle deutschen Gemeinden eingesendet worden ist, in sofern aus demselben ein treues Festhalten an dem sogenannten apostolischen Symbole, somit in gewisser Beziehung wenigstens eine minder freie Ansicht hervorleuchtet, als wir sie in den deutsch-katholischen Gemeinden vortreten und ausgesprochen finden. Jenes Londoner Glaubensbekenntniß lautet: „Ich glaube an Gott, den Gott des Himmels und der Erden, und an Jesum Christum den Gebenedeiten, unsern Messias, der ausgegangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus der Jungfrau Maria, gelitten und gestorben für uns, aufgestiegen in das Wesen des Allmächtigen, der da Gericht hält über das Lebendige und das Todte. Ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Gemeinschaft aller Guten, Veröhnung und Vergebung der Sünde und das ewige Leben. Amen.“ — Es ist hier nicht der Ort zu einer Kritik dieses Symbols: so gut gemeint es aber auch in seiner Fassung sein mag, so möchte es bei seinem Schwanken und Laviren doch weder den Starken noch den Schwachen genügen. Bei allen solchen Angelegenheiten thut vollste Entschiedenheit noth.

Christliche Liebe. Czerški wohnte bei seiner jetzigen Rundreise in den östlichen preussischen Provinzen in dem kleinen Städtchen Komersk bei seinem Bruder, der bei der dortigen römisch-katholischen Kirche als Organist angestellt ist. Dieser ist für die gastfreie Aufnahme seines Bruders von seiner Stelle entlassen worden, denn der dortige römische Pfarrer — ein Deutscher, von Bonin — hatte ja alle Verwandte Czerški's, wenn sie mit ihm in Verührung treten sollten, mit der Excommunication belegt! Dieser selbe Pfarrer hatte gedroht, sämtliche Arme des Hospitals von Großkomersk auf die Straße zu werfen, wenn man ein kleines Geschenk, das Czerški dem Hospital gemacht, nicht sofort zurücksende. Letzteres war denn auch geschehen — Czerški erhielt in Danzig sein Geld wieder. — Wäre noch Etwas hinzuzufügen? Wir glauben nicht!

Stand und Charakter. Das ist bekanntlich eine Rubrik der Pässe und Fremdenbücher. Man liest darin bisweilen wunderliche Dinge; wenn aber vor Kurzem, nach der „Fremdenliste“ des Dresdner Anzeigers, darin sich fand: „D..., Taubstummer aus G.“, so dürfte das wahrscheinlich in die heut zu Tage so beliebte Kategorie des „noch nicht Dagewesenen“ mit Recht gehören.

Zur Bücherkunde. In Konstantinopel zählt man 35 öffentliche Bibliotheken, deren keine freilich mehr

als 2,000 Bände zählt. Doch ist auch das schon eine bedeutende Zahl, wenn man erwägt, daß dies meistens geschriebene Werke sind, und daß ein solches Manuscript häufig 60 bis 100 Thaler kostet, während es, bei uns gedruckt, kaum einen Thlr. kosten würde. Täglich, mit Ausschluß des Dienstags und Freitags, sind diese Bibliotheken geöffnet; doch erhält der Fremde nur schwierig Zutritt in dieselben, und ausgeliehen wird kein Buch, während bei jeder Bibliothek sehr vollständige Verzeichnisse den Gebrauch erleichtern. Die vorzüglichste ist die Bibliothek des Serails. 36.

Dresdner Petition um repräsentative Verfassung der evangelischen Kirche. Es ist in Nr. 14 des Beiblatts „Dresden“ über die am 28. März d. J. stattgehabte Generalversammlung zur Berathung einer Petition um Verleihung einer freieren, repräsentativen Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsen's, wie über die Verhandlungen und das Resultat derselben, selbstredend dann auch über die Petition an sich ausführlicher berichtet worden. Um so kürzer darf sich diesmal die Erwähnung der am 2ten d. M. Abends, im abermals freundlich bewilligten Sitzungslocale der Stadtverordneten, abgehaltenen zweiten Generalversammlung für denselben Gegenstand halten, deren Zweck sich einfach auf die Annahme oder Nichtannahme der, auf Grund der früheren Debatten modificirten Petition beschränkte, während natürlich die Discussion über die in der vorigen Versammlung zur Sprache gebrachten Punkte als beendet angesehen werden mußte. Diesen Punkt hob denn auch der Vorsitzende, Director D. Georgi, kurz, aber bestimmt in den einleitenden Worten hervor, mit welchen er die Versammlung eröffnete, und denen sich die Vorlesung des Protokoll's der ersten Versammlung durch ein anderes Comitémitglied anschloß, — um so nothwendiger, da sich annehmen ließ, daß eine Anzahl der Anwesenden früher nicht zugegen gewesen, und da überdies das Protokoll nur von den Comitémitgliedern unterzeichnet worden war, weil bei der ermüdenden Weitschweifigkeit der ersten fast vierstündigen Versammlung die Meisten der Anwesenden sich während der letzten Debatte entfernt hatten. Hieran schloß sich der Vortrag der ungearbeiteten Petition durch den Vorsitzenden, welcher, als Niemand über dieselbe das Wort verlangte, sofort die entscheidende Frage über die Annahme derselben stellte, eine Frage, welche einstimmig bejaht wurde. Der Antrag selbst ist dem früher mitgetheilten durchaus conform, und wir enthalten uns jeder weitem Bemerkung

über die Petition, um so mehr, als sie neue Anknüpfungspunkte der Betrachtung nicht darbietet, und überdies demnächst im Drucke erscheinen wird. Der hierauf gerichtete Antrag, welcher mit bedeutender Majorität angenommen ward, gab zu einer kurzen, aber nicht uninteressanten Debatte Veranlassung, indem der Vorsitzende ihn abzulehnen versuchte, namentlich darauf sich stützend, daß der früher gedruckte „Entwurf“ eine so geringe thätige Theilnahme im Publikum gefunden, daß die Kosten der Veröffentlichung nicht einmal gedeckt worden seien und die Mitglieder des Comité noch einen Zuschuß darauf zu leisten haben würden — ein nicht sonderlich erfreuliches Zeugniß für das bei uns herrschende Interesse an derlei hochwichtigen Gegenständen! — und daß schon durch die öffentlichen Blätter das hier zunächst Nothwendige verbreitet werden, wobei D. Georgi den Redactionen jede gewünschte Auskunft zu geben versprach. Dagegen ward bemerkt, daß der Druck um so nothwendiger erscheine, als sehr beklagenswerthe Mißdeutungen, wie der Vorsitzende in den einleitenden Worten selbst angedeutet, über den Zweck der Petition sich im Publikum verbreitet hätten; als ferner die Polemik, welche, von Glauchau ausgehend, die Bestrebungen um eine repräsentative Kirchenverfassung gefunden, eine unumwundene, möglichst weit verbreitete Nachweisung auch des hier Beabsichtigten um so dringender erheische, als jene Glauchausche Petition hier an mehreren Orten zum Sammeln von Unterschriften ausgelegt sei; als endlich man auch an andern Orten des Vaterlandes gern Kenntniß davon nehmen werde, was in Sachsen's Hauptstadt bei dieser hochwichtigen Angelegenheit beschlossen sei. Den letzten Grund möchten wir freilich für den am wenigsten stichhaltigen ansehen, denn — gestehen wir es nur — bisher hat unser Dresden im Ganzen nur wenig noch dafür gethan, sich bei derartigen Gegenständen das Ziel des Vorkämpfens zu stecken; wir kommen gewöhnlich ziemlich spät nach. — Zum Schlusse ward dem Comité für seine vielfachen Bemühungen zur Förderung der Sache der verdiente Dank votirt, und von den Anwesenden — etwa 200 an der Zahl — zum Unterschreiben geschritten.

Die Petition wird nun an verschiedenen Orten zur Unterschrift öffentlich ausgelegt werden, und es ist aufrichtig zu wünschen, daß diese im Interesse der Sache recht zahlreich ausfallen, und nicht die Scheu der Definitivität oder irgend welche anderweite kleinliche Rücksichten abhalten, die eigene Herzensmeinung unumwunden kund zu geben, wie es dem Manne geziemt. 81.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.